

Das führt zum zweiten Punkt: Im Rahmen dieser Argumentation streicht Thorak die Bedeutung heraus, die Weskamm für die Zentralisierung der katholischen Kirchenleitung in der DDR hatte. Ob dieser Führungsanspruch des Berliner Bischofs auch von den übrigen Mitgliedern der Berliner Ordinarienkonferenz fraglos mitgetragen wurde, bleibt undeutlich. So sind beispielsweise zu bedenken: die erhebliche Skepsis, die der Paderborner Erzbischof Jaeger Weskamms Aufbau eines Regionalpriesterseminars entgegenbrachte, die Schwierigkeiten, einheitliche pastorale Leitlinien in der Jugendweihe-Frage zu erarbeiten, die Auftritte des Erfurter Generalvikars am Rande der Parteitage der Ost-CDU oder nicht zuletzt das beinahe jegliche Kooperation unterlaufende Verhalten des Meißener Bischofs Wienken. Ob darüber hinaus – im Gegensatz zur bisherigen Forschungsmeinung – Weskamm die richtungweisende kirchenpolitische Handlungsmaxime von der politischen Abstinenz des Klerus entscheidend präzisiert und für die katholische Kirche in der DDR verbindlich gemacht hat (sog. „Weskamm-Erlass“), ist zweifelhaft. Thoraks geführter Nachweis scheidet daran, dass er die „Erklärungen zu Zeitfragen“ fälschlich und entgegen bereits vorliegender Forschungsergebnisse in das Jahr 1954 einordnet anstatt sie auf den 2. Juli 1957 und damit in die Amtszeit von Weskamms Amtsnachfolger Döppner zu datieren (vgl. Akten Deutscher Bischöfe seit 1945. DDR 1957–1961, bearb. von Thomas Schulte-Umburg, Dok. 50, S. 144f.; M. Höllen, *Loyale Distanz*, Bd. 2, S. 59, Anm. 140, wo die in Band 1 irrtümlich vorgenommene Einordnung in das Jahr 1954 korrigiert wird).

Alles in allem eröffnet die biografische Studie über Wilhelm Weskamm aufschlussreiche Einsichten in das Leben und Wirken eines Bischofs, der sich unter schwierigen kirchenpolitischen Rahmenbedingungen in erster Linie als Diasporaseelsorger verstand. Dieser Perspektive auch am Beispiel anderer „Diasporabischöfe“ in Ost wie West nachzugehen, erscheint lohnenswert. Die Befunde über die kirchenpolitische Bedeutung des Berliner Bischofs bestätigen bereits erreichte Forschungsergebnisse, wobei einzelne gravierende Mängel den Gesamteindruck trüben.

Bonn

Christoph Kösters

Wagner-Höher, Ulrike-Johanna: *Die Benediktinerinnen von St. Gabriel/Bertholdstein (1899–1919)* (Studien zur monastischen Kultur, Bd. 1), St. Ottilien: EOS 2008. XLIII, 618 S., 51 Abb., kart., ISBN 978–38306–7343–9

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine umfangreiche und gründliche Studie zur Geschichte der Benediktinerinnenabtei St. Gabriel/Bertholdstein, die im Jahr 2007 in Graz als Dissertation im Fach Kirchengeschichte eingereicht wurde. Wenn auch – wie bereits dem Titel des Buches zu entnehmen ist – der Schwerpunkt auf die Anfänge des Klosters in Smichov bei Prag gelegt wurde, ist die spätere und durchaus interessante Entwicklung bis (fast) zur Gegenwart keineswegs ausblendet.

Als Stifterin des Klosters gilt die Gräfin Gabrielle von Swéerts-Spork (1847–1884), deren Vermögen nach ihrem Tod für die Gründung des Klosters verwendet wurde. Man könnte aber auch von einer Familienstiftung sprechen, da ohne die aktive Unterstützung der Mutter und der Schwester der Stifterin, Gräfin Adele von Nostiz und Gräfin Josephine von Chotek, dieses Projekt wohl nie realisiert worden wäre. Auf die Stifterin gehen auch intensive Kontakte zur Beuroner Kongregation zurück, die im Jahr 1880 die ehemalige Abtei Emaus wiedererrichtet und sich damit ein eigenes Standbein in Prag geschaffen hatte. Es war daher nur folgerichtig, das geplante Frauenkloster mit Hilfe von Beuron zu errichten und in dessen Verband zu integrieren. St. Gabriel wurde überhaupt das erste Frauenkloster innerhalb der Beuroner Kongregation, deren Konstitutionen erst 1884 von Rom bestätigt wurden.

1887 wurde ein Grundstück für den Klosterbau in Smichov bei Prag angekauft und im folgenden Jahr mit den Bauarbeiten begonnen. Im Juli 1887 reiste der Erzabt der Beuroner Kongregation, Maurus Wolter, nach Salzburg und erbat sich von der Äbtissin des Benediktiner-Frauenstifts Nonnberg, Magdalena Klotz, eine Gründungsfamilie für das geplante Kloster. Dieser Bitte wurde auch entsprochen, weshalb am 12. November 1889 von Salzburg aus fünf Chorschwestern, eine Postulantin, zwei Laienschwestern und drei Kandidatinnen nach Smichov aufbrachen. Zur Priorin (und späteren ersten Äbtissin) wurde Adelgundis Berlinghoff bestimmt. Das Salzburger Frauenstift stellte nicht nur die Gründungsfamilie, sondern nahm auch Einfluss auf den Bau des Klostergebäudes und die Gestaltung der Konstitutionen dieser Klostergründung in Böhmen. Bei der Ausarbeitung der Konstitutionen kam allerdings der Beuroner Einfluss stärker zu tragen, was an einer merklichen Verschlechterung der Stellung der Laienschwestern erkennbar ist. Dies dürfte auch der Grund gewesen sein, weshalb die beiden Salzburger Laienschwestern 1893 wiederum in das Mutterkloster zurückkehrten.



Was zunächst noch fehlte, war die staatliche und kirchliche Bewilligung der Klostergründung. Letztere erfolgte am 29. November 1889 durch eine vom Prager Erzbischof Kardinal Franz de Paula Schönborn ausgestellte Urkunde, wonach der Beuroner Erzbischof bzw. seine Delegierten zur Leitung des Klosters St. Gabriel und zur Ernennung der Beichtväter ermächtigt wurden. Auch überließ der Prager Erzbischof Beuron die gesamte Rechtsprechung. Die staatliche Zustimmung zur Errichtung einer Benediktinerinnenniederlassung in Smichov wurde erst am 12. Juli 1893 erteilt.

Die Gründung von St. Gabriel erfolgte in unruhigen Zeiten. Der aufkommende tschechische Nationalismus und die ständigen Spannungen mit der deutschen Minderheit in Böhmen verhinderten, dass das von deutschsprachigen Nonnen errichtete Kloster von der in der Umgebung wohnenden tschechischen Bevölkerung freundlich aufgenommen wurde. Die Nonnen hatten sogar mit häufigen Schikanen zu kämpfen, Diebstähle und Bosheitsakte machten den Schwestern das Leben schwer. Obwohl die spirituelle, materielle und personelle Entwicklung des Klosters, das 1891 vom Papst zur Abtei erhoben wurde, äußerst positiv verlief, begann sich allmählich die Unhaltbarkeit des gewählten Standortes abzuzeichnen. Der Erste Weltkrieg und die tschechoslowakische Staatsgründung beschleunigten noch diese Entwicklung und zwangen die Äbtissin, an eine Verlegung des Standortes zu denken.

Im zweiten Halbjahr 1918 bot sich die Gelegenheit, in der Steiermark das Schloss Bertholdstein zu sehr günstigen Konditionen zu erwerben. Der Kaufvertrag wurde zunächst von der Gräfin Eleonore von Lamberg unterzeichnet, von der die Benediktinerinnen im Dezember 1919 das Schloss mit den zugehörigen Liegenschaften auch formalrechtlich übernahmen. Bereits am 1. Jänner 1919 sandte Äbtissin Adelgundis eine Vorhut, bestehend aus fünf Chorschwestern und vier Laienschwestern nach Bertholdstein, um die Übersiedlung des gesamten Konvents vorzubereiten. Unterstützt wurden die Schwestern in der Steiermark von zwei Mönchen des Klosters Emaus, die bereits im Dezember 1918 nach Österreich abgereist waren. Seitens des jungen tschechoslowakischen Staates wurden die Abwanderungspläne der Nonnen gerne gesehen und sogar aktiv unterstützt, indem man ihnen für ihr Klostergebäude einen durchaus angemessenen Kaufpreis bot und ihnen sogar gestattete, das gesamte Inventar des Klosters bis hin zum Vieh aus der eigenen Landwirtschaft in das Ausland mitzunehmen. Äbtissin Adelgundis verließ das Kloster St. Gabriel am 25. Februar 1919, die restlichen Ordensmit-

glieder folgten ihr am 7. bzw. 26. Mai 1919 nach, obwohl aus der Steiermark die Nachricht eingetroffen war, dass wegen der drückenden Lebensmittelnot ein Kommen noch vor der Ernte nicht angeraten erscheine. Die Regierung in Prag drängte jedoch auf baldige Räumung des von ihr gekauften Gebäudes, was einen weiteren Aufschub der Abreise unmöglich machte.

Trotz der widrigen Umstände in der Nachkriegszeit erwies sich die Übersiedlung des Klosters als eine richtige Entscheidung. Die rechtzeitige Suche nach einem alternativen Standort und die geschickten Verhandlungen mit der Regierung in Prag ersparten den Benediktinerinnen ein ähnliches Schicksal wie den Mönchen von Emaus, deren Kloster aufgehoben wurde. Der Konvent von Emaus verteilte sich auf verschiedene Niederlassungen der Beuroner Kongregation, einige Mönche flohen in das ebenfalls zu Beuron gehörige Kloster Seckau. Die Umstellung für die Nonnen von St. Gabriel war jedoch enorm. Aus einem für ihre monastische Lebensweise perfekt geeigneten Stadtkloster übersiedelten sie in eine baufällige mittelalterliche Burg, die weitab von jedem kulturellen Zentrum lag und den Bedürfnissen der Klosterfrauen in keiner Weise entsprach. Die notwendigen „Anpassungsarbeiten verschlangen über Jahre hinweg die physischen und psychischen Kräfte der Nonnen“ (S. 380).

Kaum hatte man sich in der neuen Heimat eingelebt, sahen sich die Benediktinerinnen erneut durch die kirchenfeindlichen Tendenzen des Nationalsozialismus bedroht. 1941 wurde die Abtei beschlagnahmt, deren Vermögen eingezogen und die Nonnen als „Volks- und Staatsfeinde“ des Gaues verwiesen. Auf insgesamt 15 Ordenshäuser in Österreich und Deutschland aufgeteilt, konnten die ersten Ordensmitglieder erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1945 in die Burg Bertholdstein zurückkehren, die sich – nachdem sie von den Russen als Kriegsgefangenenlager verwendet worden war – in einem desasteriösen Zustand befand. Erneut musste alle Energie für den Wiederaufbau aufgewendet werden und dies trotz eines zunehmenden personellen Engpasses. So gehörten der Abtei im Jahr 1919, als der Konvent von Smichov nach Bertholdstein übersiedelte, trotz der Tochtergründung St. Hildegard in Eibingen noch 54 Chorfrauen und 41 Laienschwestern an. Im Jahr 2006 zählte man gerade noch elf Nonnen und eine Postulantin, für die sich die Gebäude der Burg Bertholdstein als überdimensioniert und weiterhin unpraktisch erwiesen. Aus diesem Grund suchten die Benediktinerinnen lange Zeit einen neuen Standort für ihr Kloster. Über zwanzig Objekte wurden vergeblich begut-



achtet, schließlich gaben sie – so die Autorin – „die Suche auf. Die Kräfte schwanden, sodass auch grundlegende Änderungen nicht mehr in Angriff genommen werden konnten“ (S. 369).

Da die Dissertation von Frau Wagner-Höher im Jahr 2008 im Druck erschienen ist, halte ich es für sehr bedauerlich, dass die Verfasserin offensichtlich keine Möglichkeit gefunden hat, die jüngsten Entwicklungen in der Geschichte des Klosters noch in ihre Arbeit miteinzubeziehen oder zumindest im Vorwort zu erwähnen. Denn noch einmal fanden die Nonnen die Kraft für grundlegende Veränderungen. Die Schwestern beschlossen nämlich, die Burg Bertholdstein zu verlassen und innerhalb der Diözese Graz-Seckau einen neuen Standort zu suchen. Diesen fanden sie in St. Johann bei Herberstein, unmittelbar neben einem diözesanen Bildungshaus (Erholungs- und Bildungszentrum „Haus der Frauen“). Im Oktober 2007 traf ein Dekret aus Rom ein, das die notwendige Erlaubnis für diesen Schritt erteilte. Eine Genehmigung war unter anderem deshalb erforderlich, da die Benediktinerinnen von St. Gabriel/Bertholdstein auch ihre rechtliche und spirituelle Zugehörigkeit ändern wollten. Sie schieden in der Folge aus der Beuroner Kongregation aus und schlossen sich der Föderation der Schwestern von der Hl. Lioba an. Am 6. Jänner 2008 errichtete der Grazer Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari das selbständige „Priorat der Benediktinerinnen von der hl. Lioba Kloster St. Gabriel“. Ende November 2008 verließen die Nonnen Bertholdstein und bezogen ihr neugebautes Klostergebäude in St. Johann bei Herberstein.

Die 381 Seiten umfassende Abhandlung wird ergänzt durch ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. XV–XLIII), einen umfangreichen Anhang (Schwesternliste, S. 385–397; Lebensbilder – Die Nonnen von St. Gabriel in den Jahren 1889–1919, S. 398–481; Dichtungen, S. 482–485; Übersicht über Reisen der Äbtissin Adelgundis und Besuche aus anderen Klöstern, S. 486; Die Unterschiede in den Konstitutionen von Nonnberg und Beuron, S. 487–492; Urkunden, S. 493–515; Visitationsbericht, S. 516; Glossar, S. 517–524; Marcellina Korb: Aus der Baugeschichte von St. Gabriel in Prag, S. 525–583; Freiburger Chronik, S. 584–602), ein Bildverzeichnis (S. 603–605) sowie ein Personen- (S. 607–615) und ein Ortsregister (S. 616–618). Alles in allem handelt es sich bei der gegenständlichen Publikation um eine gut lesbare, detaillierte und kenntnisreich geschriebene Klostergeschichte und zugleich um einen wertvollen Beitrag zur Kirchengeschichte des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts.

Salzburg

Alfred Rinnerthaler

Wolf, Hubert: *Papst & Teufel*. Die Archive des Vatikan und das Dritte Reich. München: C. H. Beck, 2008, 360 S., Geb., ISBN 978 3 406 577 420.

Nachdem der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf seit Jahren schon seine neuesten römischen Quellenfunde verstreut präsentiert hat, findet man diese nun gebündelt in seinem Sammelband. Dabei greift er auch auf Ergebnisse der in Rom forschenden Kollegen Th. Brechenmacher und D. Burkard zurück. W. bemüht sich um eine leicht lesbare Darstellung, die er auflockert durch Fotos der Hauptakteure und bedeutender Gebäude, Faksimiles zentraler Dokumente, eine orientierende Zeittafel historischer Daten und eine geographische Karte sowie einen überschaubaren Anmerkungsapparat, ausgewählte Literatur und ein Personenregister.

W. nimmt die Leserschaft sozusagen von der Antragstellung bis in den Lesesaal der Vatikanischen Archive mit, bevor er fünf Themenblöcke vorstellt aus den bisher zugänglichen Beständen, also jenen bis zum Tod Papst Pius' XI. im Februar 1939. W. möchte den spezifisch römischen Blick auf Deutschland zwischen 1917 und 1939 und die internen Diskussionen der Kurie exemplarisch erschließen. Dazu dienen ihm vor allem die Nuntiaturreporte, die E. Pacelli, nachmaliger Kardinalstaatssekretär und späterer Papst Pius XII., und seine Nachfolger A. Vassallo di Torregrossa und C. Orsenigo verfassten, zudem Akten der Kongregationen, insbesondere des Staatssekretariats, des Hl. Offiziums, der Ritenkongregation sowie Unterlagen Kardinalstaatssekretär Pacellis, die er im Anschluß an Unterredungen mit Pius XI. und nach Audienzen für Vatikanbotschafter anfertigte. W. bleibt stets nah an der Quelle, zitiert sie ausgiebig wörtlich oder paraphrasiert und begleitet sie kommentierend. Da er jeweils brisante Themen aufgreift und es versteht, sie als „Fälle“ zu enthüllen, wird die Lektüre immer wieder mit spannenden Passagen belohnt.

So erfährt man bezogen auf die Nuntiaturreise in München und Berlin, mit welchen Vorgaben Pacelli 1917 nach Deutschland entsendet wurde und mit welchem Deutschlandbild er 1929 nach Rom zurück kehrte. Prägend für Pacellis späteres Handeln war das Scheitern des Friedensappells Papst Benedikts XV., da der Nuntius selbst die Vorgespräche mit der deutschen Seite geführt hatte. Daraus zog er als zukünftige Handlungsmaxime, strikte Neutralität in politischen Fragen zu wahren. Wichtig war ihm der Abschluß der Länderkonkordate und die Neubesetzung der Bischofsstühle mit Rom genehmen Kandidaten ohne staatliche und ortskirchliche Einmischung, wie es das